Ein französischer Brief.

Aus Sinzheim stammt folgender Brief aus Feindesland und Feindesmund, der sich mit dem Tode des gefallenen Kriegers Anton Schmidt, Schlossermeister, befaßt. Die Briefschreiberin ist eine französische Dame, bei der Vizefeldwebel Schmidt im Quartier lag. Der herrliche Beileidsbrief ist an die Mutter des Gefallenen gerichtet, in französischer Sprache geschrieben und lautet in deutscher Uebersetzung:

Geehrte Frau!

Sie haben ohne Zweifel die Nachricht von dem großen Unglück, das Sie soeben betroffen hat, schon erhalten. Gestatten Sie uns, Ihnen unter diesen peinlichen Umständen unsere lebhaftesten Beileidsbezeugungen und unser schmerzvolles Mitfühlen auszusprechen wegen des grausamen Verlustes Ihres geliebten Sohnes Anton Schmidt.

Seit einem Monat war er zu wiederholten Malen bei uns im Quartier. Schon gleich als er das erste Mal ankam, hat er uns für sich eingenommen durch sein freundliches und rücksichtsvolles Wesen. — Er war für uns nicht ein Feind, sondern schon ein Freund trotz der Verschiedenheit unserer Nationalität. Er interessierte sich sehr für meine Kinder, hauptsächlich für den Aeltesten, der wirklich unter der Fahne dient und bedauerte es, da wir schon seit fünf Monaten ohne Nachricht wären von den Unsrigen.

Mein Jüngster, noch ein Knabe, hat sehr geweint, als er seinen (Schmidts) Tod erfuhr.

Wir haben alles getan, was in unserer Macht stand, um ihn bei uns neu zu stärken. Wie war er so glücklich, wenn er von Ihnen und seiner Heimat sprechen konnte! Er vergaß dann ein wenig das Traurige dieses schrecklichen Krieges.

Am Dienstag mußte er uns verlassen, um in den Kampf zu gehen. Bei seinem eiligen Adieu ahnten wir, daß wir ihn nicht wiedersehen würden. Und wirklich! anderen Tages fiel er an seinem Posten in der Schlacht. Wir haben seinen Tod am Donnerstag von einem neben ihm verwundeten Unteroffizier erfahren, der seinen letzten Seufzer hörte. Am Sonntag war er noch so glücklich gewesen, von seiner Tante einen Kuchen zu erhalten und dazu einen Lorbeerstrauß, der mit einem Band in den Nationalfarben zusammengeheftet war. Letzteres ist das einzige Andenken, das wir von ihm besitzen.

Ich kann Ihnen versichern, er hat mit diesem Kuchen sehr vielen Kindern große Freude bereitet. In der ganzen Straße war er darum auch wohl bekannt, und jedermann bedauerte es, als er fiel.

Endlich, geehrte Frau, bleibt uns nur ein Trost in diesem Unglück, nämlich für die Seelenruhe Ihres lb. Sohnes zu Gott zu beten und Gott zu bitten, daß er Ihnen die Kraft gebe, diese große Prüfung geduldig zu ertragen. — Ja, er war wirklich ein ganzer Katholik! Er war zuletzt noch mit mir in Cendres in der Messe. Wir dürfen hoffen, daß dieser brave Soldat am Throne Gottes nicht vergessen wird, für alle die zu bitten, die um ihn in Trauer sind.

Empfangen Sie, geehrte Frau, nochmals den Ausdruck unseres aufrichtigsten Beileids.

gez. J. Erkelbon, 4 Rue St. Francois, Lens, Pas de Calais France.

Epilog zur Volksbühne.

Der Volksbühne widmet Alfred Kerr in seinem „Pan" einige Betrachtungen. Wir heben folgendes heraus:

Edle Volksbühne. Berufene wie Unberufene gaben sich mit ihrem Schicksal ab. Die Unberufenen, also der Vorstand, sahen sich gegenüber einem anderen Teil des Vorstandes: mit Berufenen. Dazu stieß der freie dankenswerte Hilfsversuch zweier jungen Schriftsteller (Hugo Ball und Richard Huelsenbeck). Der Schluß war das vom Vorstand Gefürchtete, somit Herbeigeführte.

Dies Werk, in die Welt gesetzt ein wirtschaftliches Ethos zu prägen wider häufendes Unternehmertum, packte dem Inhaber zweier Bühnen die dritte folgestark auf. . . .

*

Man sehe zu, was dafür sprach, dies Werk Herrn Reinhardt auszuliefern. Erstens, daß die Mitglieder (nach maßgebender Versicherung) die Künste Reinhardts zuvor immer abgelehnt hatten. Zweitens, daß eben die gehäufteste Trustbildung im Programm der Anstalt lag. Drittens, daß Herr Reinhardt versucht hatte, den Hauptverwalter und Emporbringer der Volksbühne, Herrn Reft (einen früheren Spänglergehilfen, dessen vollsheller Tüchtigkeit das ungeheure Wachtum der Teilhaberzahl zu danken ist und der jährlich 8000 Mark dafür bezog) um höheres Gehalt für seinen Zirkus zu mieten. Mit diesem Direktor trat man selbstverständlich in Verbindung. . . . Viertens, daß eine Besserungsbühne, ein Vorbild, ein reklamefreier Zukunftsbund innerlich verpflichtet war just eine Stimmungsmachefabrik zu wählen. Der Ausschuß, worin auch Herr Reft sitzt, handelte wie einer, der radfahren lernt: er fuhr immer auf den Ziegel zu, dem er ausweichen sollte.

Man hatte die Möglichkeit, einen Bürgschaftsbetrag aufzubringen; nicht ganz kampflos beizudrehen; etwas, etwas, etwas wenigstens zu versuchen — oder die Flinte glatt ins Korn zu werfen. Und warf.

Sehende Männer des Vorstands von dornigerem Zuschnitt mißbilligten den Gang der Dinge. Hier sei Albert Weidner genannt, der öffentlich Herrn Reinhardts Retterimbus zurückwies. Andre könnten genannt werden. Auch den sozialdemokratischen Ordnern ging die Entwickelung wider den Strich. Herr Reft aber, der nicht gegen die Annäherung an Reinhardt war, und Herr Springer, der erste Vorsitzende (ein bisher um das Werk hochverdienter Mann, der jedoch ängstlich wurde) besorgten kampflos, kampflos die Auslieferung. Sie schrieben nun sogar, als Ball und Huelsenbeck eingriffen, den Blättern: man möge diesen Spornruf (den Max Liebermann, Dessoir, Th. Wolff, Corinth, ich unterzeichnet hatten) nicht etwa veröffentlichen. Hier war im Ausschuß also doch Energie: um Energie zu hindern. Er nahm den Anlauf zu einer Tat, um keine zu dulden. Wie erschöpft muß ihn die außerordentliche Wucht und der Schneid haben, die er auf das Werfen der Flinte ins Korn verwendet hat.

*

. . . Wie haben sich die Blätter zu diesem sozial tollen Begebnis gestellt; zu dem Zusammenbruch eines einmaligen Wunders? Der Tod eines Gedankens war Nebenpunkt. Hauptpunkt: Reinhardt gerührt zu bewünschen wegen des unberufen dritten Theaters. Der Schmerz über eine Schlappe menschlichen Aufstiegs war Null — vor dieser Einsegnungsfeier.

Ein Blatt, die Vossische, folgte zwar dem Wunsch von Ball und Huelsenbeck, — doch in einer überlegen abweisenden Aufmachung. . . . .

Theater.

Königl. Schauspielhaus: „Die Nibelungen". Teil I. „Der gehörnte Siegfried" und „Siegfrieds Tod"; Trauerspiel von Friedrich Hebbel.

Die Größe Hebbels leuchtet auch aus seinem Nibelungenwerk hervor, wo sein persönlichster Hang zu grübelnder Problematik hinter dem Ringen, im engsten Anschluß an die Ueberlieferung des alten Volksepos die Grundzüge desselben dramatisch nachzubilden, völlig zurücktritt. Die Art, wie er die dort über viele Jahre verstreuten Vorgänge zusammenrückt, die Anschauung vermittelst einer Fülle dem Sinn und Geist des Ganzen organisch eingegliederten Details erhöht, das Heldische der Siegfriedgestalt durch das Hineinverwehen von zarteren Empfindungen vermenschlicht, die das tragische Geschick, zum Teil wenigstens, auch um ein tragisches Verschulden knüpfen: das alles und der Glanz der bildhaft beschwingten Sprache trägt das Gepräge hoher Meisterschaft. Siegfrieds Versprechen, Brunhilde die wunderstarke, nordische Heldenjungfrau, die ihm selber als dem stärksten aller Männer zugedacht war, für König Gunther zu gewinnen, kann nur durch Zauberlist verwirklicht werden. In seiner unsichtbar machenden Tarnkappe steht er im Wettkampf Gunthers mit Brunhilde, der zeigen soll, ob dieser neue Freier Kraft hat, sie zu zwingen, ihm mitkämpfend zur Seite. Und der Betrug führt zu noch schlimmerem Betruge, aus dem, als er entdeckt wird, das Verhängnis wilder Rache keimt. Ihr Gelübde, dem Sieger als Gatten zu folgen, hält Brunhilde nur vor der Welt; doch im Geheimen trotzt sie, versagt sich Gunthers Umarmungen, solange er nicht vermöge, sie mit Gewalt an sich zu reißen. Und wiederum soll Siegfried in der Tarnkappe helfen. Bei Hebbel warnt den Helden, der im Epos, robust brutal, auch zu diesem Abenteuer gern bereit ist, eine innere Stimme; sein Gefühl empört sich. Ohne Zweifel, die Tat, die ihm hier angesonnen wird, muß weibliche Ehre hundertmal schlimmer kränken als die, die Rhodope in Hebbels Gyges-Tragödie an dem Gemahl, der mit ihrer nackten Schönheit vor dem Freunde prahlen wollte, zu rächen hat. Schwer widerstrebend, unter dem Druck der Zwangslage, in welche ihn sein früheres Handeln brachte, gedrängt durch Vorwürfe, die ihn undankbar schelten, gibt er endlich nach. Und wenn er im Urtext der Kriemhilde den abgestreiften Gürtel Brunhilds als Geschenk heimbringt, tut er im Drama alles — freilich vergebens —, das drückende Geheimnis auch vor der Gattin zu bewahren. Erst mit dem Streit der beiden Frauen lenkt er diese nach dieser für ihn selber so charakteristischen Abweichung in die vorgezeichneten Bahnen wieder ein.

Frau Tilla Durieux gab als Ehrengast die Kriemhild. Im zweiten Teil des Dramas, wo sie das kalt verschlagene, von unersättlich sich erneuender Rachgier verzehrte Weib, das die Mörder ihres Gatten und deren Mannen zu sicherem Untergang an Etzels Hof gelockt hat, spielen wird, stehen ihr Aufgaben bevor, zu denen sie im Stile ihrer eigenartigen Kunst, wie wenige, berufen scheint. Nicht so in dieser ersten Hälfte. Organ und Erscheinung entsprechen in zu geringem Maß der Vorstellung, die man von der blondjungen Königstochter, der Eroberin von Siegfrieds Herzen, hegt. Etwas Spitzes, Schrilles befremdete, und bei dem Streit mit Brunhild, in dem der Zorn Kriemhilden das tödlich beleidigende Geheimnis entreißt, überwog der Eindruck boshaft-tückischer Malice. Das Publikum ging mit der Künstlerin nicht mit. Ein Teil desselben demonstrierte, als sie auf den Applaus, entgegen der im Schauspielhaus herrschenden Sitte, vor dem Vorhang erschien, durch Rufe nach Fräulein Schönfeld, die — leider ohne alle Verlebendigung der dämonischen Hintergründe — die Brunhilde deklamierte. Herr Kraußneck ist aus früheren Vorstellungen als wuchtig eindrucksvoller Hagen bekannt. Mühlhofer, der zum ersten Male als Siegfried erschien, wirkte im ganzen sehr sympathisch, nur hätte man dem Recken etwas reckenhaftere Arme und ein gebräunteres Antlitz wünschen mögen.

dt.

Kleines Feuilleton.

Der Begründer der wissenschaftlichen Luftfahrt.

Ist Prof. Richard Aßmann feiert am 13. April der Begründer der modernen Aerologie seinen 70. Geburtstag. Richard Aßmann war zuerst als Arzt tätig gewesen, erst in reiferen Jahren wandte er sich der Wissenschaft vom Wetter zu; vom Jahre 1889—85 war er Vorsteher der „Wetterwarte" der „Magdeburgischen Zeitung", die er selbst begründet hat. Dann folgte er einem Ruf als Privatdozent nach Halle und vertauschte diese Stellung späterhin mit der eines Oberbeamten am kgl. preußischen Meteorologischen Institut in Berlin. Von diesem Zeitpunkt an beginnt der außerordentliche Aufschwung der wissenschaftlichen Luftfahrt. Im Jahre 1887 erfand nämlich Aßmann das Aspirationsthermometer, das unter Ausschließung des Einflusses der Sonnenstrahlen stets die wahre Temperatur der Luft anzeigt. Er organisierte die wissenschaftlichen Ballonfahrten des damaligen „Deutschen Vereines für Luftschiffahrt", des jetzigen „Berliner Vereins für Luftfahrt". Er interessierte die wissenschaftlichen Kreise ebenso sehr, wie er die sportlichen Interessenten und die beteiligten militärischen Behörden für die Fahrten heranzuziehen wußte. Durch diese Fahrten und mit Hilfe des erwähnten neuen Instruments haben unsere Vorstellungen über Temperaturverteilung in der Atmosphäre eine vollständig neue Grundlage erhalten und die Wiederaufnahme der Erforschung der Atmosphäre, die heute auf der ganzen Welt mit verschiedenen Methoden betrieben wird, eigentlich erst veranlaßt. Aßmann ist daher als der geistige Urheber der modernen Aerologie anzusprechen, also derjenigen Wissenschaft, die sich mit der meteorologischen Forschung der hohen Luftschichten befaßt. In den nach ihm benannten Gummiballons, die bis zu sehr großen Höhen einwandfreie Temperaturmessungen gestatten, hat er der Wissenschaft ein neues Forschungswerkzeug gegeben. Mittels ihrer entdeckte er gleichzeitig mit Teisserno de Bort in Paris im Jahre 1902 die „obere Inversion" der Atmosphäre, eine zwischen 800 und 1300 Meter Höhe liegende Luftschicht, in der die Temperatur nicht mehr wesentlich abnimmt. Diese obere Inversion (Umkehr der Temperatur) konnte auf der ganzen Erde vorgefunden werden und gilt als eine der wichtigsten Entdeckungen der Aerologie. Im Jahre 1899 ging Aßmann daran, nach amerikanischem Vorbild die Drachen zur Erforschung der Atmosphäre zu verwenden und begründete bei Reinickendorf das erste äronautische Observatorium der Welt, das er, da sich das dortige Gelände als nicht zweckmäßig erwies, 1904 nach Lindenberg (Kreis Beeskow) verlegte. Bis zum 1. April vergangenen Jahres war er der Leiter dieser Anstalt. Dieses äronautische Observatorium in Lindenberg ist zurzeit das größte aller derartigen Institute. Seit einer Reihe von Jahren ist es dem Observatorium gelungen, täglich ohne eine Lücke wenigstens einen erfolgreichen Aufstieg von Drachen oder Fesselballons zustande zu bringen, die selbst registrierende Apparate in große Höhen emporheben. Diese knappe Uebersicht über die Arbeiten

---

85]

Ueberfluß.

Von Martin Andersen Nexö.

Am nächsten Morgen ging Karl sofort hinein, um nach dem Freunde zu sehen. Schon auf der Treppe hörte er ihn zu seiner Freude laut und lebhaft sprechen; doch als er die Tür öffnete, erschrak er. Aage war allein, lag auf dem Rücken mit erhobenem Kopf, sprach und gestikulierte in die Luft: er fuhr im Hundeschlitten und schwang die imaginäre Peitsche über dem Fußende des Bettes. „Hau! Hopla!" rief er und schielte nach dem Kopfkissen hin, das auf dem Fußboden zwischen Stuhl und Tisch lag und einen Eisbären vorstellte.

Doch plötzlich beruhigte er sich. „Das war hübsch von Dir, daß Du so schnell gekommen bist," sagte er und sah Karl zärtlich an. „Komm und setz Dich! Reich mir mein Kopfkissen, ich liege schlecht. Gott weiß, was es da draußen auf dem Fußboden soll? — Wie geht es Euch drüben, alter Junge? — Ich sehe, Du hast heute Deinen Kopf rückwärts angeschraubt." Er betrachtete Karls Kopf scharf und nickte beifällig zu der Veränderung.

Karl zuckte zusammen, aber Aage fuhr ruhig fort: „Es ist schade, daß ich nicht nach Hause zu den Alten kommen und da liegen darf, aber der Arzt sagt, ich könne den Umzug nicht vertragen. Ich bin lahm vom Bauch aus nach unten — eine buglahme Mähre. — Den Umzug nicht vertragen," wiederholte er leise und lächelte bitter.

Kurz darauf begann er wieder zu phantasieren. Bald war er in eine Wuhne gefallen und schlug mit den Armen um sich, um an der Oberfläche zu bleiben, bald war das Schiff vereist und mußte freigehauen werden. Oder er saß oben auf dem Mast und hielt Ausguck; dann beugte er sich plötzlich über den Bettrand, hielt die Hand wie ein Sprachrohr vor den Mund und rief hinunter: „Nordpol in Sicht!"

Um die Mittagszeit kam der Arzt in Begleitung von Frau Sörensen, die Karl begrüßte, als ob nichts zwischen ihnen vorgefallen wäre. Der Arzt fragte ins Unendliche, untersuchte den Körper des Kranken, setzte sich hin und beobachtete sein Verhalten; Karls geflüsterte Fragen, was Aage fehle, beantwortete er jedoch nicht. Endlich erhob er sich, erteilte Frau Sörensen einige Anweisungen wegen der Entleerungen des Kranken und ging. Karl begleitete ihn.

„Ja, Ihnen kann ich es ja gestehen," sagte der Arzt, als sie auf der Straße waren. „Es ist mir ganz unmöglich, festzustellen, was ihm fehlt. Vieles deutet darauf hin, daß es Meningitis ist, die ich übrigens nur aus Beschreibungen kenne; aber verschiedenes könnte auch auf einen richtigen bösartigen Typhus hinweisen. Unheimlich sieht die Sache jedenfalls aus, und es wäre wünschenswert, daß die Krankheit bald eine bestimmte Richtung nähme."

Karl aß im Hotel und schlenderte dann am Hafen und Fjord umher. Aber er hatte keine Ruhe, und nach Verlauf von zwei Stunden kehrte er wieder zur Fischerhütte zurück. Aages Vater war da; als Karl eintrat, saß er über den Sohn gebeugt und weinte, während dieser vergebens versuchte, sich seinen Liebkosungen zu entziehen. Karl sah sofort, daß Sörensen berauscht war, und daß der Sohn unter seinem Atem litt.

Er ging hin, ergriff ihn behutsam beim Aermel und führte ihn auf die andere Seite des Zimmers. „Setzen Sie sich hierher," flüsterte er, „und seien Sie doch ruhig! Glauben Sie, es wäre gut für den Kranken, daß Sie weinen?"

„Nein, aber er war so stark," schluchzte Sörensen und versuchte vergebens, die Stimme zu dämpfen. „Er konnte mich mit steifen Armen in die Höhe heben, — seinen eigenen Vater hob er wie nichts, — und ich war doch ein erwachsener Mann, als er nicht größer als ein Laib Brot war. Wie nichts hob er seinen eigenen Vater, — und jetzt liegt er da und muß sterben."

„Sterben?" tönte es klanglos von Aage herüber, der, ohne sich zu regen, dalag, das Gesicht nach der Wand hin. „Er sagt, ich müsse sterben! Aber er ist ja betrunken."

Sörensen fuhr auf. „Das solltest Du nicht sagen vom Abstinenzlerw—i . . . von Deinem eigenen Vater!" rief er mit einem Anlauf zu väterlicher Autorität. Dann sank er wieder auf den Stuhl hinab und fing an, still zu weinen.

Aage lag immer noch mit dem Gesicht nach der Wand, ohne sich zu regen; allmählich begann er, vernehmbar zu atmen, als ob er schliefe. Karl saß auf dem Stuhl an seinem Lager und starrte mit finsterer Miene vor sich hin; und drüben am Fenster saß Sörensen und ließ den Kopf hängen. Er schwankte ganz schwach hin und her, preßte von Zeit zu Zeit die Augen zusammen und legte den Kopf mit einem Ruck hintenüber, um eine stramme Haltung anzunehmen. Auf diese Weise verliefen zwei Stunden, dann fing Sörensen an, sich leise zu räuspern, er schluckte einige Male mühsam, blickte unruhig um sich und stand endlich auf. „Sie bleiben wohl hier?" flüsterte er Karl zu. „Denn ich habe eine kleine Besorgung zu machen." Und still schlich er zur Stube hinaus.

Aage begann, im Schlaf zu stöhnen und den Kopf hin und her zu werfen. Plötzlich öffnete er die Augen und starrte entsetzt an sich hinab. Sein Blick schien zu verraten, daß ihm sein eigener Körper fremd vorkam und daß er sich von ihm zurückziehen wollte, aber nicht konnte. Da fiel sein Auge auf Karl, und hastig richtete er sich in die Höhe. „Auf," sagte er, „auf! Wir müssen fliehen! Aber schnell, schnell!" Er nahm Karl bei der Hand und steckte die Beine zum Bett hinaus, — die Lähmung war gewichen. Er richtete sich vollständig auf, taumelte aber und fiel wieder zurück.

Karl lief hinunter und bat die Leute, den Arzt zu holen. Als er wieder hinaufkam, lag Aage auf dem Rücken und kämpfte; das Laken hatte er ganz zerfetzt, und der eine Fuß hatte den Bettüberzug durchbohrt, so daß die Federn ihn in einer Wolke umflogen; er lag da, stieß mit den geballten Fäusten und den Knien in die Luft und rief bei jedem Stoß: „Kä, kä!" Plötzlich packte er mit beiden Händen zu; es sah aus, als nähme er einen großen Körper und schlüge damit gegen die Wand. Seine Knöchel stießen gegen den Kalk, so daß blutige Flecke und Hautfetzen zurückblieben. „Da! Da!" rief er und fuhr fort, seinen Feind gegen die Wand zu hämmern, und zuletzt schleuderte er ihn über sich weg auf den Fußboden.

Dann lag er wieder still da, der Schaum trat ihm aus dem Munde, und seine Glieder bebten. Und wieder raffte er sich auf, ergriff den Tisch mit beiden Händen, zerbrach die Tischbeine und schleuderte ihn nach dem Ofen hin. Karl war in eine Ecke geflohen; von dort beobachtete er entsetzt den Freund, der jetzt mit gespanntem Ausdruck dalag, als lauere er auf den rechten Augenblick, um einen Ausfall zu unternehmen. Darauf wanderte sein Blick grübelnd in die Runde, traf auf denjenigen Karls, ohne daran haften zu bleiben, und verweilte bei dem Kopfteil des Bettes. Eine Zeitlang knirschte er mit den Zähnen und betrachtete es mit zurückgelehntem Kopf; dann umfaßte er hastig die beiden Pfosten und zerrte, krachend löste sich der Kopfteil vom Bett, und dieses fiel mit dem einen Ende auf den Fußboden.

Wieder lag er eine Weile mit seinem zufriedenen Ausdruck still da, doch dann begann er, von neuem zu arbeiten, offenbar in der Absicht, das Bett ganz unter sich zu zerbrechen. Er suchte nach einem Stützpunkt für die Hände und bemühte sich, das Fußteil durch Stöße, Tritte und schaukelnde Be-

Aßmanns zeigt, welch große Verdienste Aßmann sich um die Luftschiffahrt durch die Erforschung der Luft, durch Wetter- und Warnungsdienst erworben hat. Das Ergebnis der Riesenarbeit hat er in einem dreibändigen Werk „Wissenschaftliche Luftfahrten" niedergelegt, das jetzt und auch in späteren Zeiten als das grundlegende und klassische Werk der Aerologie anzusehen ist.

Als Sportsmann in englischer Kriegsgefangenschaft.

In einem der „V. Z. am Mittag" zur Verfügung gestellten Privatbriefe aus London vom 31. März finden sich folgende interessanten Mitteilungen über den in englische Kriegsgefangenschaft geratenen „Lawn-Tennis-Meister" Froitzheim:

„Ich schreibe Dir heute wieder, um Dir mitzuteilen, daß ich gestern Froitzheim besuchte. Ich war der erste Besuch, seitdem er in Domington Hall ist. Er sieht glänzend aus und ist sonnenverbrannt. — Ich fuhr um 9 Uhr 30 Min. von London ab und war per Expreßzug und Auto (7 Meilen von der Station) um 2 Uhr bei ihm und blieb bis 5 Uhr, so daß wir uns ganz ungestört unterhalten konnten; nur gelegentlich ging ein Offizier durchs Zimmer, der sich gleichfalls an der Unterhaltung beteiligte. — Um 4½ Uhr bekamen wir Tee, sehr gut, von einem deutschen Kellner serviert, der mich von einem Citrestaurant her kannte. Man kann dort alles haben wie in einem Hotel. Auch eine schöne Bar ist da. — Das Wetter war herrlich. Das Schloß liegt wunderbar in einem großen Park, wo das Wild und die Rehe frei herumlaufen. In einem Teil des Parkes mit See können die Gefangenen nur eine halbe Stunde weit spazieren gehen. — Froitzheim sagte, er sei gut aufgehoben. Die Zimmer sind alle sehr groß, einfach eingerichtet; von dem Kasino (Speisezimmer) hat man einen sehr schönen Ausblick. Die Gefangenen dürfen jetzt auch wieder mehr Briefe schreiben und Pakete und Briefe unbegrenzt erhalten. Bis jetzt sind etwa 70 Gefangene, mit Bedienung, Köchen usw. 95 Personen im Schloß, doch werden im Park weitere Hütten mit guten Betten usw. gebaut. Als ich hinkam, wurde gerade Squash-Racket gespielt; außerdem wird täglich, wenn es das Wetter erlaubt, Fußball, Hockey, Lawn-Tennis gespielt. Der Kommandant ist sehr liebenswürdig und zu Froitzheim sehr nett und erlaubt alles; er ist selbst ein eifriger Sportsmann und fördert alle Spiele sehr. Während ich da war, kam auch noch ein englisches Mädchen, das einen Offizier besuchte. Eine Freundin von ihr, Miß Green, wartete außerhalb des Parks, da sie keinen Erlaubnisschein hatte und nur in Begleitung ihrer Freundin mitgekommen war. Als sie hörte, Froitzheim sei da, den sie offenbar von einem Nottinghamturnier kannte, fragte sie gleich nach Rahe und Kleinschroth und war enttäuscht (!), nicht alle anzutreffen, da sie ihre alten Freunde gern gesprochen hätte."

Soweit der Brief. Hoffen wir, daß auch andere Gefangene, nicht nur internationale Sportberühmtheiten, es so gut getroffen haben!

Die Erforschung des neunten Jupitermondes.

Im vorigen August kam die Nachricht von der Entdeckung des neunten Jupitermondes durch Seth Nicholson am Lick-Observatorium in Kalifornien. Der Entdecker hat jetzt über genauere Einzelheiten und über die Bestimmung der Bahn des neuen Satelliten berichtet. Danach werden der 8. und der 9. Mond nach weiterer Erforschung eine sehr genaue Schätzung des Gewichtes des Jupiter ermöglichen; es würden jedoch noch eine Anzahl von Jahren für die Beobachtungen, die die Grundlage dazu liefern sollen, nötig sein. Die Entdeckung des neunten Jupitermondes ist eine außerordentliche optische Leistung, da es sich um einen Stern 19. Größe handelt; das bedeutet, daß sein Licht 62 000 mal verstärkt werden müßte, um es dem eines Sternes von 6. Größe, des schwächsten, der für ein bloßes Auge sichtbar ist, gleichzumachen. Am 22. Juli vorigen Jahres wurde eine Photographie aufgenommen, um die genaue Lage des achten Jupitermondes festzustellen. Die Schnelligkeit der Bewegung dieses Satelliten unter den Sternen war bekannt, und das Teleskop wurde so eingestellt, daß es ihr folgte, damit das photographische Abbild des Mondes als ein Punkt erschien, während die feststehenden Sterne sich als kleine Striche zeigten. Dabei traf es sich sehr glücklich, daß der unbekannte neunte Mond in großer Nähe war und sich mit nahezu derselben Geschwindigkeit durch die Sterne bewegte wie der achte; so erschien auch sein Bild als ein Punkt auf der Platte. Anderenfalls wäre sein Licht zu schwach gewesen, um irgendeinen merklichen Eindruck zu hinterlassen. Es war nötig, an mehreren Tagen Photographien aufzunehmen, ehe mit Sicherheit behauptet werden konnte, daß diese zarten Flecken nicht nur Fehler der Platte, sondern wirklich Bilder eines Himmelskörpers waren. Der Durchmesser des neuen Mondes beträgt wahrscheinlich etwa 16 Kilometer, seine geringste Entfernung vom Jupiter gegen 22 Millionen Kilometer; er würde also von diesem aus als ein kleiner teleskopischer Stern von 12. Größe erscheinen und als Lichtspender völlig unwirksam bleiben. Seine größte Entfernung vom Jupiter beträgt etwa 37 Millionen Kilometer, ist also fast so groß als einige Entfernungen zwischen den Planeten.

Unglaubliche Schützengrabenbilder.

Ein Offizier schreibt vom westlichen Kriegsschauplatz der „Köln. Volkszeitung":

„Wie oft haben wir uns ärgern müssen über die unglaublichen Bilder, die seit einem halben Jahr in vielen illustrierten Blättern und Zeitschriften über das Schützengrabenleben erscheinen! Wir haben eine Sammlung derartiger völlig unmöglicher Bilder angelegt, und nach dem Kriege wird sich wohl noch Gelegenheit finden, diese Sachen in das richtige Licht zu rücken; das gilt vor allem auch von den Unterständen. Und hier kann ich den Herren Kriegsberichterstattern den Vorwurf nicht ersparen, daß sie hier und da durch nicht zu rechtfertigende Verallgemeinerungen bei Millionen deutscher Zeitungsleser einen völlig falschen Eindruck hervorgerufen haben darüber, wie es vorne an der Front aussieht. Ich erinnere mich einer Beschreibung eines Mannschaftsunterstandes, wo es — ich zitiere sinngemäß — etwa hieß: — Der Unterstand ist über zwei Meter hoch; der Fußboden ist mit Brettern belegt, Breiter sind an den Seitenwänden, ebenso an der Decke. Ein Spiegel ist an der Wand, Waschgeschirre sind vorhanden. Die Schlafstellen, rechts und links für eine Gruppe, enthalten reichlich Stroh und sind mit Brettern eingefaßt, so daß kein Stroh in dem übrigen Raum des Zimmers umherliegt. In diesem Ton ging es weiter . . . Ich habe nun vier Monate in den Argonnen gelegen und es wäre uns sehr lieb gewesen, wenn dort einmal ein Kriegsberichterstatter hingekommen wäre, was freilich aus Gründen persönlicher Sicherheit — denn die Kriegsberichterstatter sind schließlich nicht dazu da, daß sie verwundet oder totgeschossen werden — unmöglich ist. Dort hatte unser Regimentskommandeur einen Unterstand, in dem es fortwährend auf den Tisch regnete. Der Unterstand war etwa 1,50 Meter hoch, hatte Bretter auf der Erde, ebenfalls an der Decke. Die Wände: Erde mit Reisig verkleidet; ein kleiner Tisch war da, einige Stühle, das Ganze sehr klein. Der Regimentskommandeur schlief auf Stroh, das sehr selten einmal erneuert werden konnte. So sah der Unterstand des Kommandeurs aus, und jeder wird sich hieraus ein Bild machen können, wie wir Offiziere und wie die Mannschaften die ganzen Regenmonate in den Argonnen gelegen haben. Also man soll nicht verallgemeinern. Mag sein, daß es in dem unendlich weiten Bereiche unserer Schützengräben hier und da eine Stelle gibt, wo man so fürstlich wohnt. Wir haben davon wenig gemerkt. Auch mit dem Musizieren usw. sieht es anders aus. Ich beneide alle Kameraden, die sich solches leisten können und gönne es ihnen von Herzen. Wir haben das zweifelhafte Vergnügen, seit Monaten Tag für Tag (und neuerdings auch nachts) unter dem Drucke eines vorzüglich gezielten französischen Artilleriefeuers zu liegen und da hat man, stets im Anblick von Verwundeten und Toten, ganz andere Gedanken."

Zeppelin über Paris.

Eine lebendige Schilderung des Zeppelinfluges über Paris finden wir in der Zeitschrift „L'Oeuvre"; sie stammt aus der Feder einer Dame und lautet also: „Ein Geräusch von eiligen Schritten auf der Treppe und lautes Stimmengewirr, das sich von Stockwerk zu Stockwerk fortpflanzt, wecken mich jählings aus dem Schlafe. Ich habe aber kaum das elektrische Licht angedreht, als ich rufen höre: „Auslöschen! Aber, zum Teufel! löschen Sie das doch aus! Ein Zeppelin kommt!" In demselben Augenblicke zerreißt eine furchtbare Detonation, der ein dumpfes, bald fern, bald nah klingendes Schießen folgt, die Luft. Ein Dienstmädchen ruft vom sechsten Stock herunter: „Ach sehen Sie doch, sehen Sie doch, wie schön diese Leuchtkugeln sind! Gerade wie am 14. Juli!" Seine Herrin befiehlt ihm, sofort herunterzukommen. Das Mädchen kommt, nur halb angezogen, mit einigen Briefen und der Photographie eines Soldaten in der Hand. Eine alte Dame fragt es: „Was haben Sie denn da? Wahrscheinlich ein Gebet gegen unvorhergesehene Unglücksfälle?!" — „Nein, es sind die Briefe und das Bild meines Bräutigams. Man kann doch nie wissen, und wenn nun ein Funken ins Zimmer fiele!" . . . In den merkwürdigsten Nachtgewändern und zitternd vor Kälte sind alle Hausbewohner in die Gasse hinuntergestiegen, weil die Feuerwehr mit dem Signal „Rette sich, wer kann" vorübergesaust ist. Und da stehen wir nun, Nase und Augen nach oben gerichtet, um das großartige und tragische Schauspiel, das sich in den Lüften abspielt, zu schauen. Die Scheinwerfer — gleich riesigen Schlangen, die nach der dunklen Wölbung züngeln — beleuchten von Zeit zu Zeit das Ungeheuer, dessen Lichter wie im Rhythmus einer regelmäßigen Atmung bald aufleuchten, bald erlöschen und an ein Fabeltier mit phosphorglühenden Augen erinnern. Eine Frau, die mit nackten Füßen in Pantoffeln steht, flüstert glückselig: „Gut, daß ich zur rechten Zeit aufgewacht bin, sonst hätte ich nichts gesehen." Der Pförtner des Hauses sagt mit nicht geringem Stolz: „Gerade über unserem Hause." Ein Hausbewohner aber will das nicht anerkennen: „Sie irren sich," spricht er voll Würde, „es ist viel weiter drüben." Eine Dame in vornehmem Nachtkleid meint: „Ich hab mir gleich gedacht, daß heute noch etwas passiert: mein Papagei war gestern so unruhig!" Ein zweijähriges Kind, das plötzlich geweckt worden ist und nun in den Armen der Mutter mit den Beinchen strampelt und entsetzlich schreit, erregt allgemeines Aergernis. Die Mutter tut alles Mögliche, um es zu beruhigen: sie wiegt es, sie schaukelt es, sie setzt es auf die Erde, und als gar nichts mehr helfen will, sagt sie, indem sie auf den Zeppelin zeigt: „Wenn Du jetzt nicht gleich ruhig bist, lasse ich Dich von dem bösen Onkel Zeppelin mitnehmen!"

Wasserdichte Uniformen.

Der Pariser Akademie der Wissenschaften ist von dem städtischen Laboratorium von Rouen ein Verfahren zugegangen, das Uniformen wasserdicht zu machen imstande sein soll, was für die im Felde stehenden Krieger von ganz erheblicher Bedeutung wäre. Danach ist das aus dem Wollfett der Schafe gewonnene Lanolin imstande, bei bestimmter Verwendung der Stoffe vollkommen wasserdicht zu machen; es wird in Chloroform oder Tetrachlorkohlenstoff aufgelöst und dann mit Benzin verdünnt; in diese Lösung wird die ganze Uniform samt allen Litzen, Abzeichen usw. eingetaucht; danach schlenkert man sie etwas aus und läßt sie an der Luft trocknen. Das Ergebnis soll sein, daß man in einem so behandelten Tuchstücke, das man geeignet zusammenfaltet, Wasser tragen kann, ohne daß auch nur ein Tropfen hindurchdringt. Das Aussehen, die Luftdurchlässigkeit und die Elastizität des Tuches bleiben bei diesem Wasserdichtmachen, wie berichtet wird, unverändert.

Der Gemütszustand der Kriegsgefangenen.

Der schweizerische Bundesrat Engster, der, wie bekannt, im Auftrage des Internationalen Roten Kreuzes verschiedene Gefangenenlager besichtigte, hat auf Grund der hier gemachten Beobachtungen die hervorstechenden Merkzeichen der Psychologie des Kriegsgefangenen zu skizzieren versucht. Die Mehrzahl der Leute, die er sah, waren in dumpfem Schmerz versunken, grübelten düster vor sich hin und waren immer von der fixen Idee an die Front, dem Geschick ihrer Waffengefährten, der Erinnerung an ihr Haus und an ihre Familie beherrscht. Sie zermarterten sich das Gehirn, um zwischen den Zeilen der amtlichen Mitteilungen des Feindes zu lesen, dessen unfreiwillige Gäste sie sind, und zu dessen Wahrheitsliebe sie kein Vertrauen haben. Manche, insbesondere unter den Russen, stehen unter dem Banne der Angst, nach ihrer Rückkehr in die Heimat vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Andere wieder haben den heißen Wunsch, in die Feuerlinie zurückzukehren. Diese moralischen Qualen der Gefangenen werden noch durch die körperliche Pein, die ihnen die Entbehrung der gewohnten Genußmittel bereitet, gesteigert. Vor allem leiden sie darunter, daß sie des Alkohols und des Rauchgenusses entbehren müssen. Und am allerwenigsten können sich die Russen, die trotz Tolstois Warnung leidenschaftliche Raucher sind, zum Verzicht auf den Tabak verstehen, den sie durch irgendein pflanzliches Surrogat und Papierschnitzel kümmerlich zu ersetzen suchen. Eine kleine Minderheit der Gefangenen, die die geistige Aristokratie des Lagers darstellt, sucht allerdings für die entgangenen narkotischen Reizmittel einen Ersatz durch ästhetische Unterhaltungen. Die Kommission des Roten Kreuzes fand in den Lagern dilettierende Maler und Bildhauer, die fleißig bei der Kunstarbeit waren. In einem der deutschen Lager wurde ihnen ein Sängerchor von zweihundert französischen Gefangenen vorgestellt, die unter Leitung eines gefangenen Dirigenten und Komponisten überaus schwermütige Lieder eindringlich zu Gehör brachten. Alles, was sie sangen, trug überhaupt das Gepräge einer tiefen Traurigkeit.

Notizen.

— Vorträge. Die Ortsgruppe Berlin des Deutschen Monistenbundes hat eine Reihe populär-wissenschaftlicher Vorträge in Aussicht genommen. Den ersten hält Dr. M. H. Baege am Dienstag, den 13. April, abends ½9 Uhr, in der Brauerei Patzenhofer, Turmstr. 25/26, über das Thema: „Haben die Tiere eine Seele?" Eintritt 30 Pf. an der Abendkasse, Verkaufsstellen für Mitglieder der Gewerkschaften usw. 20 Pf. — Auf der Treptow-Sternwarte beginnt am Dienstag, den 13. April, abends 7 Uhr, Dir. Dr. F. S. Archenhold eine Reihe von Vorlesungen unter Vorführung zahlreicher Lichtbilder über: „Die Bewohnbarkeit der Welten". Das Thema für den ersten Vortrag heißt: „Einführung in die Astronomie."

— Das Strohmehl. Die von amtlicher Seite vorgenommene Prüfung des Friedenthalschen Verfahrens zur Herstellung von Strohmehl ist inzwischen zum Abschluß gelangt. Sie hat zu dem Ergebnis geführt, daß die Brotbereitung als bedenklich anzusehen ist, weil das Mehl chemische Stoffe enthält, die der menschlichen Gesundheit abträglich sind. Wohl aber kann das nach dem Verfahren hergestellte Strohmehl mit sehr gutem Nutzen zur Fütterung von Wiederkäuern Verwendung finden, da hier schädigende Einflüsse nicht in Frage kommen, dagegen aber die im Stroh enthaltenen Nährwerte durch die Art des Mahlens voll zur Geltung gebracht werden.

---

wegungen loszubrechen; die Zunge steckte etwas heraus zwischen den Lippen, die Augen lachten schadenfroh, sein Ausdruck war der eines boshaften Knaben.

Aber dann wurden seine Beine ruhig. Der eine Fuß hatte sich in das zerrissene Deckbett verwickelt, — er versuchte, ihn herauszuziehen, brachte es aber nur zu einem leichten, kraftlosen Zappeln — dem letzten. Tot fielen die Arme herab, als hätte die Lähmung auch sie ergriffen; zuerst starb der eine Arm ab, und als er ihn mit leisem Aufschrei mit dem anderen heben wollte, starb auch der, mitten in der Bewegung, und fiel schwer auf seine Brust herab. Nur den Kopf konnte er noch bewegen. Er drehte ihn hin und her, bis er entdeckte, daß er damit die Wand erreichen konnte; da hieb er kräftig zu und fuhr fort, mit der Seite des Kopfes gegen die Mauer zu schlagen, bis Karl sich so weit von seinem Entsetzen erholte, daß er das Kissen dazwischenstecken konnte.

In diesem Augenblick ging die Türe auf, und Else glitt über die Schwelle. Sie wurde verlegen, als sie Karl sah, doch dann reckte sie sich trotzig auf und ging zu dem Kranken hin, der schwach ächzend dalag. Mit vereinten Kräften hoben sie das Kopfende zu seiner natürlichen Höhe. Aage verdrehte angestrengt die Augen, um sehen zu können, und Karl legte seinen Kopf auf die Seite. „Geh," hauchte Aage kaum hörbar und sah ihn zärtlich an. Karl nickte; er wollte etwas sagen, aber es wurde erstickt, und in stummer Verzweiflung legte er seine Wange an die Aages und umfaßte seinen Kopf. Und Aage sah ihn an, mit einem Blick voller Fürsorge, wie in alten Zeiten, — und mit einem Schmerzenszug, weil er die Liebkosung des Freundes nicht vergelten konnte, nicht einmal durch einen Händedruck. Dann richtete Karl sich auf und stürzte, einen Ausbruch unterdrückend, aus dem Zimmer.

Karl lief und lief. Er verließ die Stadt nach Norden und eilte die hohen Hügel hinan; das Entsetzen folgte ihm, und in ihm rang und rang es, als wollte das Herz sich ihm bis zum Munde heraufdrängen und ihn ersticken. Er konnte toben vor Kummer, konnte vor Wut über die himmelschreiende Ungerechtigkeit des Lebens um sich beißen und schlagen. Aber das war, als ob man in Watte hineinriefe, in Bettfedern hineinschlüge; überall quoll die Willkür, grau, grenzenlos und unersetzlich! In ihm arbeitete eine unbändige Forderung, von Angesicht zu Angesicht einer Verantwortung gegenüberzustehen, einem Etwas, dem er seinen Fluch entgegenschleudern könnte — einer Vorsehung! Und wild griff er nach allen Seiten, um sich selbst darzubieten — zum Kampf oder als Opfer. Ja, oder als Opfer, denn nichts weckte die Erbitterung und den Unwillen in ihm wie dies: daß er selber frei ausging und dieser junge Riese zu Boden geschlagen werden sollte! Einer so empörenden Ungerechtigkeit hatte er sein Leben zu verdanken. Und dann diese verfluchte, ewig verfluchte Verantwortungslosigkeit allerorten! Lächelnd wie ein kleines Kind, das lebendige Fliegen zerreißt — —

Gegen Abend kehrte er zurück. Aage lag ohne Bewußtsein, seine Mutter jammerte neben ihm, sie bettelte, weinte und umfaßte seine Schultern, um ihn aufzurütteln. „Sieh mich doch an und sag, daß Du mich kennst," wehklagte sie, „bin ich denn nicht Deine Mutter? So leb doch wieder auf hier an der Brust Deiner Mutter!" Und sie legte ihren Busen gegen sein Gesicht. Drüben am Ofen stand Sörensen mit idiotischem Ausdruck, er war noch berauschter als vorher. Und in eine Ecke gedrückt saß Else und starrte mit trockenen, heißen Augen vor sich hin.

Karl konnte das nicht ertragen. Die hysterische Mutter und der betrunkene Vater, Elses stummes Leid und der Sterbende selbst, dessen Kopf auf die Seite fiel, so oft die Mutter ihn zu sich aufrichtete, — das alles lastete auf seiner Brust mit haarsträubendem Schauder und zwang ihn zur Flucht.

In der folgenden Nacht starb Aage Sörensen.

33.

In der kleinen Plätterei waren Traulichkeit und Einheit geschwunden. Else weinte in den Ecken und ließ den Kopf hängen, den lieben langen Tag; sie sprach nicht, und wollte jemand versuchen, sie zu trösten, so wurde sie erst recht untröstlich. Ein mitfühlender Blick genügte, sie in die herzzerreißendste Verzweiflung zu stürzen, und man mußte sie mit der größten Vorsicht behandeln.

Die Mutter hatte nicht das feine Auge für ihren Zustand und die daraus folgende Empfindlichkeit, — sie war durch ihre eigenen Angelegenheiten zu sehr in Anspruch genommen. Das Verhältnis zwischen ihr und dem älteren Bauder wurde mit jedem Tage vertrauter; die Lust, ein wenig zu schäkern, leuchtete den beiden aus den Augen, und sie gingen beiseite, damit ihre eigene Freude nicht gar zu brutal in den Kummer der anderen gellte.

Auch Karl trauerte. Und noch lebte in seinem Innern die qualvolle Bitterkeit, die er empfunden hatte, als er den einzigen ganz gesunden, harmonischen Menschen, den er kannte, den er bewundert, geliebt und beneidet hatte wie keinen anderen, — mitten in seiner schönen Jugend und Kraft gefällt sah, zu Boden gestreckt durch einen Schlag der brutalen Faust des Todes.

Hierbei kamen er und Else einander näher. Es gab etwas, das den beiden allein gemeinsam war, etwas, das sie teilten, ohne der Worte zu bedürfen, bloß indem der eine dem andern nahe war; und sie sahen einander an, ohne Absicht, ja ohne Gedanken, bloß mit der schwachen Empfindung, daß irgend etwas in ihnen wachse, langsam, durch Tage und Wochen, wie die Saat auf dem Felde wächst.

Doch dann zog Else sich plötzlich in sich selbst zurück. Die stumme Verzweiflung in ihrem Blick und Wesen wich einem Ausdruck andächtigen Lauschens und Erstaunens; einige Tage ging sie umher wie einer, der Dinge sieht und hört, die andere nicht beobachten können.

Karl erriet schnell, woran es lag. Und der Umstand, daß die Mutter sich jetzt wieder ganz an sie anschloß, aufmerksam und fast übertrieben besorgt wurde und sie beständig mit jenem bedeutungsvollen Blick verfolgte, sagte ihm, daß er richtig geraten habe. Die beiden Frauen hatten angefangen, über etwas zu wachen — über einem Keim zum Leben; aber für sie hatte dieser Lebenskeim schon Fleisch und Blut angenommen und erhob Anspruch auf Liebe. Und für Else würde dieser unsichere Trieb mehr sein als alles entfaltete Leben der Erde, er würde Ströme von Herzblut, alle ihre Gefühle erfordern, noch bevor er sich aus ihr entwickelte; und bis weit in die Zukunft hinein würde es nichts ohne dieses Wesen geben, bis sie vielleicht einmal in zwanzig Jahren wieder als selbständiger Mensch erwachte, ältlich, neugierig gemacht durch die ersten erotischen Erlebnisse ihres eigenen Kindes — wie die Mutter.

Am Tage nachdem Karl durch den Vater Gewißheit über seine Vermutung erlangt hatte, packte er seinen Koffer und fragte: „Bist Du nun bereit aufzubrechen, Vater?"

Der Alte zuckte mit den Achseln: „Wer weiß, ob ich irgendwo so gut aufgehoben bin wie hier. Und außerdem, — ich habe mir wirklich Deinen Rat von neulich durch den Kopf gehen lassen und denke daran, mich zu verheiraten. Aber reise Du, mein Junge! In Deinem Alter muß man etwas erleben."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Alfred Wielepp, Neukölln. Für den Inseratenteil verantw.: Th. Glocke, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.